Nummer 575. XXVIII. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Freitag, 10. November 1899.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Fraktion und Presse.

Der indische Bramahne kann sich die Welt nicht anders vorstellen als nach bestimmten Kasten eingetheilt. Der Bureaukrat versteht die Aeußerungen der Menschen nur, wenn sie sich nach seinen Formularen und ihren schematischen Vorzeichnungen registriren lassen. Und der Fraktionsparlamentarier glaubt, daß politische Gedanken und Erwägungen erst dann eine Bedeutung haben, wenn sie als approbirte Weisheit irgend einer kleinen Parlamentsgruppe auftreten. Es erinnert dieser Stolz auf die organisirte Fraktion lebhaft an die politische Urtheilsfähigkeit des seligen Bundestages, welchem eine Aeußerung der Regierung von Reuß ältere erheblicher erschien als eine Versammlung und Diskussion des Nationalvereins.

Aus diesem in den Banden der Fraktionsherrlichkeit befangenen Geiste heraus vermag der publizistische Wortführer der „Fraktion" freisinnige Volkspartei nicht zu begreifen, wie wir es in unserem Protestes-Artikel ablehnen konnten, die Vertreter der „Gruppe" freisinnige Vereinigung zu sein, nachdem er uns diese Stellung „zuerkannt" habe. Dieses monarchisch-päpstliche „Zuerkannt" ist köstlich. Vermuthlich nimmt er auch eine richterliche (das soll kein Wortwitz sein) Befugniß einer Anerkennung von solchen publizistischen Würden in Anspruch.

Und nun wirft der Fraktionspublizist die Frage auf, was denn eine Zeitung für eine politische Autorität habe, wenn sie nicht im Zusammenhange mit einer politischen Partei zu wirken suche. Wir sind dieser Frage schon wiederholt begegnet, haben sie aber um ihrer Naivetät willen niemals zu beantworten für nöthig gehalten. Da ihre ewige Wiederkehr aber gar zu deutlich das Bestreben kundgiebt, die unabhängige Presse zu diskreditiren, trotzdem gerade ihre Existenz eines der vornehmsten liberalen Postulate bildete und noch bildet, so muß selbst auf eine so überflüssige Frage einmal geantwortet werden.

Wohlverstanden: wir sprechen von Unabhängigkeit, nicht von sogenannter Parteilosigkeit. Die Presse muß in jeder wichtigen Frage Partei ergreifen; thut eine Zeitung dies nicht, dann ist sie keine Zeitung, sondern ein bedrucktes Papier, auf welchem allerhand Nachrichten und sonstiger Unterhaltungsstoff stehen. Aber gerade die vom Liberalismus gepredigte Unabhängigkeit der Presse erfordert es, daß sie die Vertreterin großer Prinzipien einer Partei- oder Weltanschauung, nicht aber das Sprachrohr einer kleinen Absplitterung solcher Parteien sei, wie sie gerade in einem gegebenen Moment sich in der einen oder anderen Parlamentsfraktion darstellt. Der Publizist der freisinnigen Volkspartei verwechselt diese Dinge unaufhörlich: er redet immer von Parteien, wo doch nur von Fraktionen die Rede ist. Wenn man herumginge und die Menschen darüber befragte, ob sie liberal sind oder konservativ, so würden die meisten Denkenden darauf ohne Besinnen zu antworten wissen. Wir möchten aber sehen, wie viele Leute eine verständige Antwort darauf geben könnten, ob sie freisinnig vereinigt oder freisinnig volkspartei seien. Vermuthlich würde derselbe Mann in der einen Stadt für die eine, in einer anderen für die andere Richtung stimmen: denn es giebt überhaupt trotz aller künstlichen Organisationen gar nicht zwei solche Parteien, es giebt nur zwei Parlamentsfraktionen, weil bei den einzelnen Herren die alte Kleinstaaterei in neuer Form wieder zum Vorschein kommt. Sie haben noch immer nicht wieder lernen können, in einem großen Parteiverbande bei einander zu sitzen, nachdem dies in den ersten Jahren des politischen Lebens der Nation möglich gewesen war. Bismarck verstand sich gut auf die Ausnutzung der kleinen Nationalschwächen: er theilte die Liberalen und herrschte. Die Herren in den Fraktionen aber merken den Teufel nie, auch wenn er sie beim Kragen hat, und erleichtern noch heute durch ihre kleinen Zersplitterungen die Herrschaft der Gegner.

Da ist es denn die Aufgabe der Presse, die großen einigenden Ideen des liberal-demokratischen Denkens zu vertreten und sich nicht um die kleinen Fraktionsstreitereien zu kümmern oder gar ihnen als Sprachrohr zu dienen. Darin wurzelt die politische Autorität der unabhängigen Presse. Wenn der Liberalismus in Deutschland auf seine parlamentarischen Fraktionen angewiesen wäre, dann könnte er seit vielen Jahren betteln gehen. Alles, aber auch alles hätten die Parlamente gegen diese winzigen Minoritäten votiren können. Wann wiederholt die Majoritäten vor der Vergewaltigung des liberalen Prinzips zurückweichen mußten, so geschah dies, weil die öffentliche Meinung im Lande sich regte. An der Presse fanden die an Zahl geringen Fraktionsvertreter der liberalen Parteien ihren mächtigen Rückhalt, in ihr fanden sie die politische Autorität, auf die sie sich stützen konnten, nicht umgekehrt. Wenn nur die paar Fraktionsblätter, welche „im Zusammenhang mit einer politischen Partei zu wirken suchen," eine politische Bedeutung hätten, wo wäre dann längst der Liberalismus geblieben?

Man hat die Presse die siebente Großmacht genannt. Sie ist in der That eine Großmacht und soll nicht auf diese Stellung verzichten, indem sie sich in die Abhängigkeit von mehr oder weniger kleinen Gruppen begiebt. Sie ist es, soweit sie die Vertreterin von Ideen ist, nicht aber, wenn sie blos als Instrument zum Registriren von Fraktionsbeschlüssen wird. Ungemein charakteristisch ist es, daß die beiden Zeitungen, welche den größten Einfluß auf das öffentliche Leben ihrer politisch am stärksten entwickelten Länder ausüben, die „Times" in London und der „Figaro" in Paris, niemals in dem Banne irgend einer bestimmten Parlamentsgruppe gestanden, wohl aber zu allen Zeiten von dem Standpunkte einer bestimmten Weltanschauung aus energisch Partei ergriffen haben, wie es ihnen der gesunde Menschenverstand diktirte. Nach den Ansichten des volksparteilichen Publizisten hätten diese beiden Organe gar keine Autorität.

Wir werden nicht aufhören, ein liberal-demokratisches Blatt zu sein, und nur ein solches, unbekümmert um die einzelnen Fraktionen. Wir wollen „im Zusammenhang mit einer politischen Partei wirken", aber nur mit der großen, einigen liberalen Partei, welche kommen muß, wenn die kleinlichen Eigensinnigkeiten ausgetobt haben. Wie einst der deutsche Gedanke zu den Zeiten der Zersplitterung das Vaterlandes lebendig blieb gegen den Partikularismus, so müssen wir den liberalen Gedanken behüten gegen das Fraktionstreiben. Doppelt nöthig aber ist dieser Beruf der Presse in einer Zeit, wo der Mißmuth über die ohnmächtigen parlamentarischen Vertretungen die meisten liberalen Elemente dem politischen Leben vollkommen fern hält. Doppelt nöthig in einer Zeit, da die Fraktionen über allerhand rechnerischen Aufgaben, mit denen sich die Mehrheiten den Kopf zerbrechen mögen, ihre eigentliche Bedeutung als Minoritäten vergessen. Es ist der Beruf der Minoritäten, kräftige Aktionen über allgemein verständliche politische Sünden der Gegner einzuleiten. In keinem anderen Lande ließe sich eine Minderheit dies entgehen. Bei uns dagegen ist es immer nur die Presse, welche beispielsweise auf eine Beendigung der Rechtsverweigerung gegen die Stadt Berlin drängt, die ihrer gesetzmäßigen Institutionen durch die Verstümmelung der Kirschner-Frage beraubt wird. Immer wieder die Presse mahnt an das gebrochene Versprechen über das Vereinsgesetz. Sie wird vielleicht schließlich die Fraktionen aufrütteln, Anträge zu stellen. Wenn sie abwarten wollte, bis sie „im Zusammenhang mit den Parteien" diese Dinge aufs Tapet brächte, dann könnte sie lange warten.

Neerlands Zoonen.*)

Eine politische Plauderei mit faustischen Erläuterungen von

Professor **Dr. H. Erdmann.**

Motto: Was willst Du Dich denn hier geniren?
Mußt Du nicht längst kolonisiren?
Faust, V. Akt. Offene Gegend.

Die Blitzgefahr wächst mit der Kultur des Erdballes, das brauchen wir uns nicht erst von den Versicherungsgesellschaften vorrechnen zu lassen. Wir spüren von selbst jede schwüle Atmosphäre. Wo finden wir heute noch den naiven Herrn Lehmann oder Schultze, der an Sonn- und Feiertagen sein Gläschen beim Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei ruhig austrinken könnte? Zieht ein Gewitter über der Türkei zusammen, so wissen wir ganz genau, daß es ebenso gut über dem Brandenburger Thor einschlagen kann wie über dem Yildizkiosk, den Allah bewahren und erleuchten möge. Wir sind wirklich nicht nervös, ganz und gar nicht, das würde für sportsgewohnte moderne Leute sehr schlecht passen, — aber unsere alte Erde ist eben total nervös geworden, ihre dünne Schale zittert, wo auch die Kanonen donnern, von der nördlichen bis zur südlichen Hemisphäre. Die alte Philisterdevise:

„Sie mögen sich die Köpfe spalten,
Doch nur zu Hause bleib's beim Alten,"

wird man heute nicht einmal einen frommen Wunsch nennen. Zumal wenn es sich um deutsche Köpfe handelt, die gespalten werden sollen: Fleisch von unserem Fleisch, Bein von unserem Bein, viel zu schade für alle noch so sehr „verbesserten" Dumdumgeschosse. Echt germanische Knochen, erstarkt in jener harten Kolonisationsarbeit, die dem sterbenden Faust noch als der Weisheit letzter Schluß erschien; werth, nach des Lebens Mühen in heimischer Erde bei den Vätern zur friedlichen Ruhe bestattet zu werden, am grünen Ufer unseres Rheins!

Wer von Düsseldorf rheinabwärts fährt, hat freilich das verbriefte Recht, von den guten Weinen der Dampfergesellschaft diejenigen mit emsigem Bemühen für den eigenen Gebrauch auszusuchen, die ihm persönlich am besten munden, und so viel angebrochene Flaschen nach Holland zollfrei hineingleiten zu lassen, wie ihm gefällt. Kein Wunder, wenn er dann die bis Arnheim nicht sehr reizvolle „offene Gegend" wenig betrachtet und auch kaum einen Blick auf die Stelle wirft, wo unser Vater Rhein einen mächtigen Arm linkswärts sendet: den Waalfluß. Und doch müssen hier die alten Telegraphenleitungen von Südafrika nach Deutschland; Leitungen die nie eine fremde Regierung unterbinden kann, weil sie mit den Nerven sympathieus unseres Volkes in direkter Bindung stehen. Denn auch der große neue Waalfluß der südlichen Halbkugel, über dem jetzt die Frühlingssonne blutigroth brennt, ist durch die Taufe der holländischen Kolonisten ein Sohn des Rheins geworden, und unverfälschtes germanisches Blut rollt in den Adern der sonst so friedfertigen Buren, die ihn nun überschritten haben, „Unmuth im Herzen, Zorn in den Adern."

Darüber darf sich natürlich kein deutscher Philister aufregen; es findet sich sofort ein Jemand, der ihm vom Rücken her die beruhigenden Worte zuraunt:

„Auch hier geschieht, was längst geschah,
Denn Naboths Weinberg war schon da."

Wie die anmuthige Geschichte aus dem ersten Buche der Könige, Kapitel 21, von der frommen britischen Regierung ins Afrikanische übersetzt worden ist, steht erbaulich zu lesen in dem in englischer Sprache erschienenen recht offenherzigen Buche von F. R. Statham: „Südafrika, wie es ist".*) Wir Deutschen haben aber gewiß nicht weniger Veranlassung, uns mit der Lage der uns stammverwandten Buren zu beschäftigen, als die durch ausländische Einflüsse dem Verständniß für germanisches Volksthum entfremdeten Engländer. Je weniger die in Südafrika entzündete Kriegsfackel uns persönlich zu versehren vermag, um so mehr mögen wir uns bemühen, bei ihrem Scheine einen theilnehmenden Blick in das Seelenleben des holländischen Volkes zu thun, das seine staatlich ganz unabhängigen afrikanischen Kolonien doch ständig mit der regsten Theilnahme verfolgt.

*) Uebersetzt von Balzer (J. Springer, Berlin).

Das kam am deutlichsten gelegentlich des Jameson-Einfalles zur Geltung. Ich hatte Gelegenheit, im Sommer 1896 die holländischen Inseln Texel, Vlieland, Terschelling, Amelung, Schiermonikoog zu bereisen, die, obwohl sich direkt an unsere bekannten Nordseebäder anschließend und vor diesen theilweise sogar noch erhebliche landschaftliche Vorzüge darbietend, doch bis jetzt von Freunden nur wenig besucht werden und daher den Empfindens wahrnehmen lassen, die man in den Großstädten Hollands kaum mehr antrifft. Die dem Holländer lange Jahre hindurch anerzogene, etwas servile Ehrfurcht vor jedem Bürger des britischen Inselreiches war plötzlich infolge der Hollands afrikanischen Söhnen angethanen verrätherischen Unbill spurlos verschwunden; mit ganz besonderem Interesse wurde nunmehr deutsches Wesen verfolgt und mit Staunen die außerordentliche Aehnlichkeit wahrgenommen, welche zwischen unserer deutschen und der holländischen Schriftsprache besteht. Seinen Höhepunkt erreichte allerorts die nationale Begeisterung am 31. August, dem sechzehnten Geburtstag von „ons Wilhelmientje", der jungen Königin. Da das „Berliner Tageblatt" seinen Lesern bereits einen Theil des Bannerliedes der Buren*) im Urtext übermittelt hat, so werden die Leser, wenigstens soweit sie der plattdeutschen Dialekte mächtig sind, unschwer auch nachstehendes „Ueberwindungslied" verstehen, welches nach der deutschen Melodie des Hip-hip-hurrah-Marsches damals mit unglaublichem Jubel ganz Holland durchbrauste. Eine Uebersetzung aus dem Niederdeutschen ins Hochdeutsche würde der naturwüchsigen Kraft der Ausdrücke nicht förderlich sein und könnte auch vielleicht unsere guten Freunde jenseits des Kanals betrüben, von denen ja einigen die deutsche Sprache nicht fremd ist. Dagegen darf ich bei der notorischen Abneigung der Engländer gegen das Erlernen fremder Sprachen wohl hoffen, daß keiner von diesen guten Freunden Holländisch versteht.**) Wollten sie diese Sprache erlernen, so könnten

*) Den Gesammttext mit den Noten veröffentlichen wir in der nächsten Nummer unserer „Deutschen Lesehalle". D. R.

**) Im Holländischen wird der Vokal u wie ö, ij wie ei, oe wie u, ou wie au, ui wie äu gesprochen; z ist ein weiches s, zum Beispiel Zoon sprich Sohn.

* Ueber die **Stellung der Vereinigten Staaten** von Nordamerika zum **deutsch-englischen Samoa-Abkommen** sendet uns unser Newyorker **H.**-Korrespondent folgendes Privat-Kabeltelegramm:

Hiesige Blätter weisen darauf hin, daß, welche Vereinbarung auch immer England und Deutschland bezüglich Samoas getroffen haben möchten, doch bestimmt worden sei, daß dieselbe zunächst die Zustimmung der Vereinigten Staaten finden müsse, da die geplante Aenderung einen formellen Vertrag erfordere, welcher der Genehmigung des Senates unterliege. Nun sei das Abkommen für die Vereinigten Staaten befriedigend, und die Zustimmung des Senates sei sicher. „Evening Post" sagt, es sei erfreulich, daß die Beilegung der Samoa-Angelegenheit einige Spannung beseitige, welche zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland bestand, und daß sie den Weg ebene zu einer besseren Verständigung überhaupt.

Von deutscher Seite war bereits in bestimmter Form der Erwartung Ausdruck gegeben, daß der Samoa-Vertrag des deutsch-englischen Samoa-Vertrages von Amerika keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt würden.

* * *

Die endliche **Erwerbung** des wichtigsten Theiles des **Samoa-Archipels** ist, so schreibt unser Kieler **C.**-Korrespondent, ein **Erfolg unserer Marine.** Seit der Gründung des deutschen Reiches haben sich nicht weniger als 13 Kriegsschiffe zu Expeditionen zum Schutze der deutschen Interessen auf Samoa betheiligt. Bereits 1872 kreuzte die Korvette „Nymphe" vorübergehend in den samoanischen Gewässern, und nach der Feststellung der Samoa-Akte auf der Berliner Konferenz waren die Kreuzer „Bussard", „Falke" und „Cormoran" dort abwechselnd stationirt. Die Wracks der am 16. März 1889 untergegangenen Kriegsschiffe, „Adler" und „Eber" liegen noch im Hafen von Apia. Deutsches Blut tränkte schon den Boden von Samoa. Im heftigen, aber siegreichen Kampfe gegen die samoanische Uebermacht fielen am 18. Dezember 1888 zwei Offiziere und 14 Mann, 39 wurden verwundet.

* * *

Hamburg, 10. November. (Privat-Telegramm.) Der **Kaiser** hat das **Glückwunschtelegramm** der **Hamburger Handelskammer** wegen der Erwerbung Samoas telegraphisch aus Schloß Lehningen **beantwortet.** Der Kaiser erklärt: Es erfülle ihn mit großer Freude, von berufener Stelle Verständniß und Dank für seine Thätigkeit zur Befestigung und Mehrung des Kolonialbesitzes zu finden. Er rechne deshalb zuversichtlich darauf, daß auch in den weitesten Kreisen des Vaterlandes das glücklich errungene Ziel in seiner Bedeutung für die Wohlfahrt des Reiches richtig erkannt wird.

* * *

London, 10. November. (Privat-Telegramm.) Die hiesigen Blätter begleiten die Verleihung des **schwarzen Adlerordens** an den **Grafen Hatzfeld** mit außerordentlich sympathischen Worten für diesen um das **Samoa-Arrangement** hochverdienten Diplomaten.

Aus den Reichsetats.

Im Etat des **Reichsamts des Inneren** werden 15,000 Mark „zur Betheiligung des Reiches an der internationalen Bibliographie der Naturwissenschaften" gefordert. Diese Forderung ist wie folgt begründet: Die schriftstellerischen Arbeiten auf dem Gebiete der Naturwissenschaften haben mit der fortschreitenden Sonderung der einzelnen Wissenszweige in neuerer Zeit eine derartige Steigerung erfahren, daß die vorhandenen Fachbibliographien und Jahresberichte nicht mehr im Stande sind, den Ansprüchen des Gelehrten wie des Praktikers auf einen raschen und vollständigen Ueberblick über den jeweiligen Stand naturwissenschaftlicher Fragen und Probleme zu genügen. Aus dieser seit Jahren

*) Der Nachdruck ist nur mit voller Quellenangabe und nach Verständigung mit unserer Redaktion gestattet.